

Nr. 32. Bromberg, den 8. Februar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von Karl Wickerhauser.

(17. Fortsetzung.)

Je weniger Nummern des „Beobachters“ es wurden, desto mehr beschäftigte Niemann ihr Inhalt. Früher hatte er Lokalchronik, Gesellschaftsteil und Gerichtssaal nur pflichtgemäß zur Kenntnis genommen, gebrochene Beine, Leuchtgasvergiftungen, Geburt von Zwillingen, Verlobungen und Heiraten hatten ihn nicht aufgeregt. Heute klammerte er sich an die entschwindende Gabe, alles voraus zu wissen, alles, was es in der Welt und im „Beobachter“ gab, bis zu der Nachricht, daß sich ein

kleiner, weißer Seidenpinscher (mit Saffianhalsband), gegen Belohnung abzugeben bei . . .

übermorgen werde verlaufen haben.

Dennoch hatte er seinen Kampf gegen die Tyrannei des Blattes nicht abgeblasen. Diese Absicht war dank dem Umstand, daß sich der volkswirtschaftliche Teil des „Beobachters“ beinahe regelmäßig mit den Manövern des „großen Finanziers“ befaßte, leicht ins Werk zu setzen. Niemann erschien wieder persönlich auf der Börse. Sein letzter siegreicher Vorstoß gegen den Zloty hatte ihm internationalen Ruf verschafft. Eingeweihte schätzten Kurt Niemanns Vermögen auf eine Milliarde. Vorsichtige zogen davon die Hälfte ab. Sein Kapital bezifferte sich alles in allem tatsächlich auf dreihundert Millionen. Das war Anfang Juni. Zwei Wochen später hatte es den Stand von 490 erreicht.

In London, Newyork und Berlin, in Mailand und in Paris galt dieser neue Mann als der prinzipielle Kontermineur. Ein verteufelt pfiffiger Bursche, dieser Niemann!

Zähneknirschend erkannte er, daß seine Haussepositition in der allgemeinen Panik unhaltbar wurde. Überall hatte er Feinde, die auf eine Gelegenheit warteten, ihm das Genick zu brechen. Er war der ewige Störenfried der Märkte, der unerwünschte Eindringling in die Hochfinanz.

Wenn er nicht seine gesamte Kapitalsmacht aufs Spiel setzen wollte, mußte er sich auf die andere Seite legen. Zwölf Stunden lang zögerte er, Verkaufsorders zu erteilen. Aber er wußte ja, daß es zur Haussespekulation noch zu früh war. Bis Ende Juni fielen die Preise. Und was nachher kam, sah er nicht mehr voraus. Er hatte die Entwicklung zwingen wollen. War es denn ausgeschlossen, daß er einmal, ein einziges Mal, gegen den „Beobachter“ Recht behielt.

Sein großes Vermögen war ihm doch mehr wert als die Befriedigung einer Eitelkeit. Schweren Herzens ließ er die Depesche hinausgehen, er redete sich ein, daß er in ein paar Wochen mit den Rückkäufen beginnen könne. In ein paar Wochen! Er glaubte nicht mehr an eine Zukunft. Wollte die nächste Sendung seines Blattes denn noch immer nicht kommen?

Da war die Baumwollspekulation. Jetzt erst verstand Niemann den Sinn jener Sätze im „Beobachter“ ganz.

Wirtschaftliche Übersicht.

Der Baumwollkrach.

Auf den internationalen Effekten- und Devisenmärkten werden fortlaufend neue Vermögen gezimmert, alte dagegen verringert oder zerstört. Es ist eine Zeit, in der das große Finanzkapital sich wieder einmal ausleben kann. Wagemut, kühle Berechnung und eine gewisse Kenntnis der Dinge, die sich vorbereiten, bilden die Anwartschaft auf manchen Gewinn. Aber auch hier gilt das englische Sprichwort: Information is ruination, das heißt, daß eine zu frühzeitige Wissenschaft um Ereignisse, die noch im Entstehen begriffen sind, manchmal voreilige Entscheidungen auslöst. Die Wirkung stellt sich nämlich oft später ein, als der gewöhnliche Verstand voraussetzt.

Es folgte eine genaue Darstellung der Situation auf dem Baumwollmarkte. Dafür hatte Niemann heute kein Interesse mehr Aber diese Einleitung, zielte sie nicht auf ihn? Die Absicht ward um so unverkennbarer, als er späterhin sogar ausdrücklich erwähnt wurde.

Wie wir von gut informierter Seite erfahren, hat sich der Finanzier Kurt Niemann an die Spitze der Konterminebewegung gestellt.

Sie hatte es immer gewußt. Sie hatte es ihm gleich, vor drei Monaten schon gesagt. Also mußte es Wahrheit werden.

Am selben Morgen erhielt er den folgenden maschinegeschriebenen Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Wenn Sie vermeiden wollen, daß der Fall Dolnia bekanntgemacht wird, so lassen Sie beim Portier des „Adlon“ eine Million Reichsmark unter Chiffre Niemann deponieren! Bis spätestens Schlag vier Uhr, sonst . . .“

Niemann saß eine Weile regungslos mit dem Briefbogen in der Hand. Das hatte gerade noch gefehlt! Eine Erpressung. Der Kerl — „oder sie“, wie er sich hinzuzufügen beeilte, verlangte eine runde Summe. Trotzdem nahm Niemann diese neue Widerwärtigkeit mit Fassung hin. Seine Haut war unempfindlich geworden. Er war, wie er sich einbildete, nun schon auf alles Unglück vorbereitet. Was sollte ihm da noch, während er von der Boa constrictor seines Schicksals umschlungen war, dieser nette, kleine Blutegel?

„Entweder ist es jemand von der Zeitung — ach nein; wer kann dort etwas wissen? Oder . . .“

Er vollendete nicht. Er wollte nicht vollenden. Die Vorstellung, den bloßen Namen Dolnia hatte er aus seinem Vokabular gestrichen. Was von Rechts wegen tot war, mußte tot bleiben.

Wer der Erpresser sei, brauchte den Erpreßten nicht zu kümmern. Genug, daß er zahlte. Denn zahlen mußte er. Und ganz apathisch gab er dem Hause Wernheimer den Auftrag, eine Million Reichsmark in Banknoten beim Portier des Adlon zu hinterlegen.

„Jawohl, lieber Wernheimer, eine Million. Ich brauche Bargeld. Um viere wird es abgeholt werden. Nein, nein, mein Name genügt."

Auf Wernheimers Einwand, daß dies doch ein ungewohntes und riskantes Vorgehen sei, eine solche Summe... davon wissen und mit dem Geld durchgehen, kein Mensch wird . . .

„Schon gut! Ich trage das Risiko, kein Mensch wird deswegen, weil er es nicht weiß, das Päckchen in den Ofen werfen. — Also, ich verlasse mich darauf."

Ob er nicht doch einen Detektiv mietete, um den Burschen, der das Geld holen würde, festzustellen? Er verwarf diese Idee. Er war nicht neugierig.

Dies ereignete sich am Mittwoch, dem 23. Nur noch eine Woche trennte Niemann von dem Aufhören der Zeitung. Aber am 25. erhielt er einen neuerlichen Wink:

„Besten Dank für die freundliche Spende. Doch haben Sie allen Ernstes daran geglaubt, daß ein Multimillionär, der außerdem ein heimtückischer Mörder ist, sich so billig Schweigen erkauft? Das ist Ihnen gewiß nicht eingefallen. Es wird Ihnen also keine besondere Überraschung sein, wenn Sie hören, daß diesmal ein Reichsbankscheck über fünf Millionen gewünscht wird. Auf den Überreicher ausgestellt, bis Freitag mittag beim Portier des „Exzelsior" abzugeben. Warnung vor Dummheiten, ungedeckten Schecks und dergleichen! Resultat gleich null — und Sie würden sich dadurch sehr unbeliebt machen. Der Scharfrichter könnte zu tun kriegen."

Niemann versteinerte. Aber was hatte er denn eigentlich anderes erwarten können? Daß es mit dem einen Mal getan sein sollte? Das wäre, genau genommen, von dem Erpresser sehr untüchtig gewesen. Ein Geschäft wie jedes andere. Niemann machte sich in dem moralischen Punkte nichts vor. Und es schien überdies ein beispiellos einträgliches Geschäft.

Trotzdem ging es in dem Tempo nicht weiter. Der Sprung von einer zu fünf Millionen war ja allerhand. Auch die Tonart des Schreibens war brutaler und höhnischer geworden, überdies — er bekam eine Gänsehaut — in der Mordbeschuldigung recht deutlich.

Was konnte man dagegen tun? Es war keine Sache, die man der Polizei anvertrauen durfte — Gott sei's geklagt! Einen freundlichen Brief schreiben: „Nachtragsforderungen werden nicht honoriert?" Diese radikale Lösung wagte Kurt Niemann nicht. Andererseits dachte er nicht daran, sauer erworbene fünf Millionen zu blechen.

Niemann glich sich mit dem Erpresser um zehn Prozent aus und zeichnete einen Scheck zu fünfhunderttausend Mark. Die Gegenseite ersah auf diese Weise den Zahlungswillen — und eine größere Summe hatte er eben im Augenblick nicht flüssig. Bei der Geldkrise — Kleinigkeit! Es war Zeit gewonnen!

Nach einem Gespräch mit dem Institut Helios, dessen Dienste er ja schon früher in Anspruch genommen hatte, schob er den Scheck in einen Briefumschlag mit diesen Zeilen:

„Der gesamte Restbetrag folgt in der gleichen Art nach Ultimo, spätestens Sonnabend, dem 3."

Wenn er den Mann, der den Brief behob, verfolgen ließ, ob das nun der Gesuchte oder eine Mittelsperson war, die sich zum Urheber leiten mußte — wenn er das klarstellte, hatte auch er eine Waffe in der Hand. Auf die Erpressung konnte er mit der Erpressung antworten.

Als Wilhelm Overhoff den Chauffeur, der einen Brief zu sich steckte, aus dem Zimmer seines Vetters treten sah, verzog er keine Miene.

Um die Mittagszeit desselben Tages sprang ein Laufbursche des Hotels Exzelsior vor dem Eingang des Bahnhofes Friedrichstraße aus einer Autodroschke, entließ sie und ging dann vor dem Bahnhof auf und ab. Augenscheinlich wartete er auf jemand. Der Wagen, mit welchem er hergekommen war, hatte sofort einen neuen Fahrgast gefunden. Es schlug eins und nun schien sich der Laufbursche zum Gehen zu wenden.

Da sprach ihn einer an.

„Der Mann, auf den Sie hier warten sollen, hat sich tüchtig verspätet. Sie haben sich ja die Beine in den Leib gestanden."

„Dafür hat es mir aber janze zehn Emm abgeworfen", antwortete der Junge vergnügt.

Und als der andere verständnislos dreinschaute:

„Es handelte sich um eine Wette. Ich hatte von unserem Portier einen Brief zu übernehmen, in ein Auto zu steigen und, bevor ich hierherkam, den Brief in die Spalte der Polsterung rechter Hand zu schieben. Dann mußte ich genau dreißig Minuten vor dem Bahnhof stehenbleiben und jetzt kann ich wieder heimgehen."

„Und das soll 'ne Wette sein?"

„Irgend so was."

„Wie hat der Mann denn ausgesehen?"

„Klein, dick, mit schwarzen Haaren und Hakennase."

Er ließ einen Detektiv hinter sich zurück, der nicht viel klüger geworden war. Die falsche Personsbeschreibung hatte einen wesentlichen Bestandteil der mit zehn Mark bezahlten Leistung gebildet.

Sehr begreiflich, daß Kurt Niemann mit so magerem Ergebnis nicht zufrieden war. Dabei mußte er anerkennen, daß der Schweinekerl sein Metier aus dem Effeff verstand. Da hätte wohl auch die Polizei das Nachsehen gehabt! Immerhin hatte Niemann sich doch für eine Woche Ruhe verschafft.

Sein Vetter fand ein Resultat von lumpigen fünfhunderttausend Mark gleicherweise unbefriedigend. Da sollte wohl Geldknappheit vorgetäuscht werden! Aber er wußte, daß der Vetter Niemann den zwanzigfachen Betrag flüssigmachen konnte.

Niemann hatte nicht so viel Angst als wünschenswert gewesen wäre. Overhoff lag weniger daran, diese Zitrone auszupressen, als an dem immer wirksamen Gefühl der Bedrohung, das den anderen in keiner Sekunde verlassen sollte. Demnach kam es ihm zupaß, daß sein Kollege Kiesling am gleichen Abend wieder einmal von dem dreckigen Leben jammerte. Kiesling hatte sich zu einem so splendiden Lebemann entwickelt, daß er trotz hohem Einkommen, höheren Spesenrechnungen und gelegentlichen Privatgeschäften bis an den Hals in Schulden steckte.

Overhoff hörte sich die Klagen Kieslings an und zeigte innige Teilnahme für dessen Notstand. Schließlich fragte er:

„Mit wieviel wäre dir gedient?"

Berthold Kiesling machte eine trostlose Handbewegung, zum Zeichen, daß ihm nur mit unmöglichen Beträgen zu helfen wäre. Dann, mit einem feindseligen Blick in der Richtung von Niemanns Räumen:

„Ja, unsereins schuftet, und er sackt die Millionen ein. Was hat er allein an dem Zlotysturz verdient — du warst ja gestern mit der Endabrechnung fertig?"

„Um die Hundert rum — und wenn du es genauer wissen willst, siebenundneunzig, Komma drei."

Als Kiesling diesen Betrag nennen hörte, griff er nach der eisernen Handkasse, die auf Overhoffs Schreibtisch stand, hob sie ein wenig und setzte sie mit lautem Krach wieder hin. Und der Blick des Prokuristen der Firma Niemann haftete an dieser Kasse, als er überlegend sagte:

„Ja, wenn du die mitnimmst, bist du deine Schulden los und hast einen kleinen Überschuß obendrein!"

Kiesling lachte geärgert.

„Du kannst mir glauben, daß ich prinzipiell nichts dagegen hätte. Ich habe keine Angst vor der Sünde. Ich habe Angst vor der Sündenstrafe."

„Das ist dein einziges Bedenken?"

Kiesling bejahte energisch.

„Na — dann, Menschenskind kann die Sache gedeichselt werden! Nichts einfacher als das. Aber ich mache zur Bedingung: Halbpart."

Er streckte seine Hand hin.

Kiesling schlug hochbeglückt ein. Er konnte es gar nicht glauben. Er hielt es für einen grausamen Scherz.

„Wie willst du es machen, daß der Verdacht nicht auf dich oder auf mich oder auf uns beide fällt?"

„Verdacht? Mein teurer Vetter wird die Gewißheit haben, daß sein ehemaliger Sekretär Kiesling eine Hand-

kasse mit dem Inhalt von etwa vier Millionen ein wenig an die frische Luft führt. Und er wird dich laufen lassen."

„Aber . . .?"

„Ich werde dir ein kleines Billett an ihn diktieren. Verlaß dich darauf, wenn er das gelesen hat, wird er keine Silbe reden. Es ist gar nicht nötig, daß du aus Berlin verschwindest. In dieser schönen Stadt — genügt. Und Niemann wird es ertragen. Das spürt er gar nicht."

(Fortsetzung folgt)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(46. Fortsetzung.)

Daß sich aber Tschaluak wirklich mit bösen Absichten herumtrage, daran zweifelte Allumapu keinen Augenblick mehr, und nach einer kurzen Beratung mit Cruzado kamen sie überein, die Fremden am nächsten Morgen noch vor Tag aufbrechen zu lassen und ihnen dann so weit das Geleit zu geben, daß sie sicher die Höhe erreichen konnten. Übrigens hielt es der Halbindianer jetzt für geraten, die Deutschen zu warnen, auf ihrer Hut zu sein und ihre Waffen instand zu halten, es war immer besser, auf alle Fälle gerüstet zu sein.

„Da haben wir's!" sagte der Doktor, als ihnen Meier das mitteilte. „Jetzt kommen Sie, wo es stockfinstere Nacht ist, und in meiner Büchse steckt mehr Wasser wie Pulver. Wie soll ich . . . jetzt die Kugel herauskriegen?"

„Haben Sie . . in Licht mehr bei sich?"

„Noch einen Stummel. Wenn ich den aber jetzt verbrenne, können wir alle Abend unser Essen im Dunkeln verzehren."

„Ich will Ihnen etwas sagen", meinte Meier, „es ist immer besser, Sie sind überhaupt noch imstande, ein Abendessen zu verzehren als nicht. Schrauben Sie die Pistons heraus und bringen Sie Ihre alte Knallbüchse in Ordnung; denn es wäre doch unangenehm, wenn sie gerade da nicht losgehen sollte, wo Sie das alte Ding zum erstenmal wirklich brauchten."

„Und Sie glauben in der Tat, daß Gefahr . . ."

„Der Teufel traue! Cruzado ist nicht der Mann, der schreit, ehe es ihm weh tut. Besser ist besser. Folgen Sie meinem Rat."

Der Doktor seufzte tief auf, denn er war müde und hätte sich viel lieber schlafen gelegt, aber Reiwald half ihm, und bald hatten sie die Pistons abgeschraubt und das nasse Pulver so weit als möglich herausgeschabt. Dann wurden die Läufe gegen das indes entzündete Feuer gelegt und heiß gemacht — um das Pulver darin zu trocknen, — aber vorsichtig, damit sie sich nicht selber entluden. Und als nun frisches Pulver eingefüllt war, die Pistons aufgeschraubt und das Gewehr wieder zusammengesetzt worden, gelang es Reiwald wirklich, beide Ladungen herauszuschießen.

Der Knall mußte jedenfalls in Tschaluaks Lager gehört sein, aber das ließ sich eben nicht ändern und schadete auch nichts. Es war vielleicht gut, ihn wissen zu lassen, daß die Weißen Waffen bei sich führten und sie instandhielten.

Don Enrique, dem man von einer vermuteten Gefahr nichts sagte, um ihn nicht unnötigerweise zu ängstigen, wurde indes veranlaßt, das, was er an Geschenken für Tschaluak bestimmt hatte, herauszusuchen, und ihm zu senden; denn einen Tribut fordern die Kaziken stets, wenn sie Fremde durch ihr Lager passieren lassen.

Auch die Deutschen legten, was sie noch an Kleinigkeiten entbehren konnten, bei, um ihm ja keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, und Allumapu ging selber mit den Geschenken zu ihm hinüber.

Indessen war jede nur mögliche Vorsicht gebraucht, um das kleine Lager gegen eine Überraschung sicherzustellen. Die Zelte der Weißen lagen in der Mitte, rings darum her im Halbkreise, da sie im Rücken durch die Lagune gesichert wurden, lagerten die Indianer, und selbst ihre Pferde ließen sie nicht frei für die Nacht, sondern an ihrem Lasso weiden, der durch einen in den Boden geschlagenen Pflock gehalten wurde. Auch gab ihnen der Mond Licht genug, um den Plan zu übersehen und sie leicht holen zu können, falls man sie rasch brauchen sollte.

Übrigens erlaubte Allumapu nicht allen seinen Leuten, an dem Chichagelage teilzunehmen, denn ganz verbieten konnte er es ihnen nicht. Nur die Hälfte wurde beordert, auf eine Stunde hinüberzugehen, und sollte dann zurückkehren, um die andere Hälfte abzulösen. Es schien aber in der Tat nicht, als ob Tschaluak irgend etwas gegen sie unternehmen wolle; zu einem offenen Angriff gegen die Pehuenchen Maukelaus hätte er seine eigenen Leute auch wahrscheinlich nicht gebracht. Er saß wenigstens, sich dem Genuß der Chicha hingebend, mit voller Ruhe in dem Trinkzelt, nahm die Geschenke vergnügt dankend an, und beklagte sich nur, daß die Weißen ausgeblieben wären, — ließ aber auch Allumapus Entschuldigung gelten, daß sie müde seien und sich schlafen gelegt hätten. Noch vor Mitternacht war der Rest der Chicha ausgetrunken und das letzte Faß geleert. Allumapus Leute zogen sich zu ihrem Lagerplatz zurück, und bald herrschte tiefe Ruhe an der Lagune, so daß man das leise Plätschern der von dem Südwind gegen das Ufer getriebenen Wogen deutlich hören konnte.

29. Verrat.

Allumapu, der recht gut die Gefahr kannte, der sich der Kazike Tschaluak aussetzte, wenn er den Befehlen Maukelaus offenen Widerstand bot, fühlte sich jetzt vollkommen sicher. Der hinterlistige Häuptling hätte vielleicht versucht, ihn zu hintergehen, und in der Tat deuteten manche seiner Vorschläge darauf hin, aber er würde, wie er überzeugt war, nie Gewalt brauchen, um seine Wünsche zu erreichen. Trotzdem versäumte er keine Vorsicht und ließ die ganze Nacht hindurch regelmäßige Wachen das Lager beziehen. Er selbst aber schlief sanft und ruhig, in seinen Poncho eingehüllt, unter freiem Himmel, die Lanze neben sich in den Boden gesteckt, und sein Pferd unfern von ihm angebunden, wo ziemlich viel langes Gras am Ufer der Lagune wuchs.

Nicht so Cruzado, der das frühere Gespräch mit Tschaluak noch nicht vergessen hatte, und deshalb die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Wohl zehnmal war er aufgestanden und schaute nach den Pferden, und wurde nicht ruhiger, da dünne, von Süden nach Norden ziehende Nebelstreifen sich manchmal über den Mond hinüberzogen. Aber auch seine Befürchtungen schienen unbegründet, und schon trat im Osten der Morgenstern über den Duft der Steppe, ohne daß ihre Ruhe auch nur gestört worden wäre.

Aber hörte er da drüben im Lager Tschaluaks nicht Geräusch? Er horchte, — eine dunkle Gestalt glitt über den Boden auf ihn zu, — es war eine ihrer eigenen Wachen.

„Was gibt es dort drüben, Kamerad?"

„Der Kazike bricht seine Zelte ab", sagte der Indianer, „ich kroch am Schilfrand bis ziemlich nahe hinan."

„In der Tat!" nickte Cruzado mit einem Seufzer. „Nun, Gott sei Dank, da scheint er doch Wort zu halten. Haben sie ihre Pferde schon bereit?"

„Alles. Sie müssen schon vor einer Stunde damit begonnen haben, aber so leise, daß wir nichts davon gehört."

„Und wozu denn eigentlich diese Vorsicht?" brummte der Halbindianer vor sich hin. „Dann wird's jedenfalls Zeit, daß wir uns auch rüsten; wecke deinen Führer, Freund, und sage ihm, was du gesehen, ich will indes die Fremden munter machen."

Nicht zehn Minuten vergingen, und das ganze Lager befand sich auf den Füßen, um ebenso geräuschlos wie ihre Nachbarn die nötigen Zurüstungen zum Abmarsch zu treffen. Die Pferde wurden herbeigeführt und das Gepäck wie die übrigen Sachen aufgeschnürt, aber ihre Vorsicht zeigte sich nutzlos, denn sie fanden bald, daß sie im geheimen beobachtet wurden. Hier und da zeigte sich zwischen den Apfelbäumen eine dunkle Gestalt, die aber ebenso rasch wieder verschwand, wie sie erschienen; doch wurden sie von keiner Seite belästigt oder gestört, und man legte ihnen nicht das geringste Hindernis in den Weg, sich zum Abmarsch zu rüsten. Cruzado traute dieser Ruhe noch immer nicht recht. Sollte der hinterlistige Tschaluak all seine Pläne und Wünsche so ohne weiteres aufgegeben haben? Besser war es jedenfalls, ihm, so rasch es sein konnte, aus dem Weg zu gehen, und vor allen Dingen von dem Kaziken keinen Abschied zu nehmen. Wenn irgend möglich, durfte er die junge Frau nicht wiedersehen.

Allumapu hielt das nicht für gut, — es verstieß gegen das Herkommen und sah fast wie Furcht aus. Da sie aber

nicht selber die Pampas verließen, sondern nur die weißen Fremden zu befördern hatten, erklärte er sich endlich damit einverstanden. Der Kazike konnte es vielleicht übelnehmen, doch waren sie ja nicht bei ihm zum Besuch gewesen, sondern nur als Gäste Mankelavs hier durchpassiert, deshalb brauchten sie auch keine Rücksichten weiter zu nehmen.

Im Osten brach endlich der Tag an; die Wolkenstreifen, die sich gegen Morgen vermehrt zu haben schienen und ziemlich deutlich eine nahe bevorstehende Veränderung des Wetters anzeigten, erglühten schon rosenrot, und nur der auf der Pampas liegende Dunst ließ die Sonne noch nicht hindurch.

Der Zug war geordnet und die Frauen schon wieder im Sattel. Irene auf ihrem munteren Paßgänger, Mercedes auf Reiwalds Packpferd, einem etwas schwerfällig aussehenden Tier, das aber eine sanfte Gangart hatte, auch saß es sich vortrefflich auf seinem breiten Rücken. Der Weg lag außerdem hier glatt und eben, soweit er sich noch an dem Ufer der Noutue-Lagune hielt, welcher er eine Strecke folgte. Diese ließen sie zur Linken. Zu ihrer Rechten dehnte sich die wilde Pampas, der man eine gute Strecke nach Norden hinauf folgen konnte, ohne ein weiteres Hindernis zu finden, als kleine, teils in die Lagune, teils weiter oben in den Cusu-Leufu mündende Bäche, die aber jetzt, nach der längeren Trockenheit, nicht viel Wasser haben konnten. Dort hinauf lag auch der Weg nach dem Villa-Rica-Paß.

„Vorwärts denn!“ rief Allumapu. „Schickt die Sennoritas nach vorn, Cruzado, und sagt den Deutschen, daß sie sich zu ihnen halten! Wir begleiten die Fremden noch bis zu dem ersten Taleinschnitt, durch den sich der Weg zieht, und lagern dort bis gegen Abend; nachher wissen wir, daß sie in Sicherheit sind, — vorwärts!“

Der Befehl war bald gegeben. Irene, selig in dem Gefühl, diese entsetzlichen Steppen verlassen zu dürfen, ließ ihrem Pferde den Zügel, und sich zu dem neben ihr reitenden Cruzado wendend, sagte sie:

„Ach, wie froh bin ich, Sennor, daß wir von hier fortkommen und diesem bösen, wilden Kaziken nicht mehr begegnen! Wissen Sie, daß ich rechte Angst vor ihm gehabt und diese Nacht fast kein Auge geschlossen habe?“

„Angst? Weshalb, Sennorita?“

„Sie haben den Blick nicht gesehen, den er mir gestern zuwarf“, sagte scheu die junge Frau, — „und nicht das erstemal ist es, daß er mir begegnet. Schon als wir aus den Bergen herunterstiegen, lagerte er dort mit seiner Horde und ging mir nicht von der Seite, solange wir zwischen seinen Zelten blieben.“

Cruzado antwortete nicht; er hatte sich im Sattel hoch aufgerichtet und wandte den Kopf zurück, — hinter ihnen wurde Pferdegetrappel hörbar, das nicht zu ihrer Kolonne gehören konnte. Wie sein Blick an der Lagune hinabflog, tauchten aus dem Grün der Apfelbäume Tchaluaks wilde Reiter auf, mehr und mehr, bis sie den ganzen Raum ausfüllten, und zwischen ihnen leuchtete der rote Mantel des Kaziken.

„Caracho!“ murmelte der Halbindianer zwischen den Zähnen durch. „Sollten wir doch am Ende noch nicht über den Berg sein? Was, zum Teufel, wollen die Schufte? Allumapu, dort haben wir die ganze Gesellschaft hinter uns her!“

„Ich sehe sie“, sagte der Indianer ruhig, während sein Auge blitzte. „Er wird es nicht wagen, uns zu hindern, er kann es nicht!“ setzte er trotzig hinzu.

„Sie sind uns an Zahl um das dreifache überlegen.“

„Aber er ist seiner Leute nicht sicher!“ lachte Allumapu verächtlich. „Der Name Mankelavs schlägt ihn zu Boden.“

„Und wenn er es trotzdem versucht?“

„Sage deinen Deutschen, daß sie ihre Gewehre bereithalten!“

„Aber wir dürfen doch nicht die Feindseligkeiten beginnen?“

„Nein, — aber im Notfall, — der Kazike ist vogelfrei, sobald er eine Lanze gegen uns senkt.“

„Dann will ich mich wenigstens ebenfalls fertig machen“, brummte Cruzado, indem er seine Bolas abknüpfte, die er um den Leib gebunden wie all die übrigen trug. „Der Henker hole die Schufte, — da sind sie!“

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Der Mäusekrieg von St. Flores.** Die holländische Regierung hat dieser Tage auf dringendes Ersuchen der Bevölkerung ein Kriegsschiff nach dem holländisch-indischen Inselarchipel von St. Flores, der zu den Sunda-Inseln gehört, entsandt, und zwar zu dem Zweck, die dort aufgetretene Mäuseplage zu bekämpfen. Man ist vielleicht geneigt, diese Meldung für einen verfrühten April- oder für einen Faschingsulk zu halten, denn daß ein Kriegsschiff zum Kampf gegen die Mäuse entsandt wird, klingt doch etwas unwahrscheinlich. Die Nachrichten, die aus St. Flores kommen, lauten aber tatsächlich sehr ernst, und ein schnelles und energisches Eingreifen scheint geboten. Nach den vorliegenden Meldungen ist die Inselgruppe von einer förmlichen Mäuseüberschwemmung heimgesucht. Unabsehbare Scharen der langgeschwänzten Nager sind aus den Urwäldern in die bewohnten Ortschaften vorgedrungen und haben auf Meilen hinaus die gesamte Vegetation, sowie alle Erntevorräte vernichtet. Die Bewohner haben in die Wälder flüchten müssen, weil die hungrigen Tiere, als sie keine Nahrung mehr fanden, auch die Menschen selber nachts im Schlafe angriffen und eine Anzahl kleiner Kinder töteten. Wie berichtet wird, sind bereits Tausende der Eingeborenen der durch diese Mäuseplage verursachten Hungersnot erlegen, und das zur Hilfe entsandte Kriegsschiff führt neben Arzneien, Mäusevertilgungsgeräten und einer großen Zahl von Katzen auch große Vorräte von Korn und Lebensmitteln mit, um der schlimmsten Not erst einmal zu steuern.

* **Der Seemann und die Prinzessin.** Im Sommer 1919 hatte der Matrose Alexander Heldring, ein Österreicher von Geburt, auf dem Dampfer, der sich unterwegs von Bergen nach Newcastle befand, Gelegenheit, der Tochter des schwedischen Kronprinzen, Prinzessin Ingrid, einen großen Dienst zu erweisen. Das Schiff neigte sich stark zur Seite und die Prinzessin, die an der Reeling stand, wäre ins Meer gefallen, wenn der Matrose sie nicht rechtzeitig in seine starken Arme genommen und sie in die Kajüte gebracht hätte. Der Kronprinz versprach damals dem Retter seiner Tochter, ihm stets zu Hilfe zu kommen, wenn er sich in Not befinde. Jetzt ist Alexander Heldring nach Schweden gekommen, um dort seinen Wunsch erfüllt zu sehen — schwedischer Staatsbürger zu werden. Die schwedischen Behörden empfingen ihn aber nicht besonders freundlich. Sie steckten ihn sogar ins Gefängnis, da er seinerzeit aus Schweden ausgewiesen worden ist und jetzt ohne Einreiseerlaubnis ins Land gekommen ist. Der Verteidiger Heldrings vor dem Gericht in Göteborg, das ihn zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilte, machte geltend, daß Heldring eigentlich mehr Schwede sei als Österreicher. Er spreche nur schwedisch und ist des Deutschen kaum noch mächtig. Außerdem hat ja der schwedische Kronprinz dem armen Seemann seinen Beistand für den Fall der Not versprochen. Trotzdem mußte Heldring den Weg ins Kittchen antreten.

* **Dickemessung in der Papiermühle.** Bei der Papierfabrikation spielt die Kontrolle der gleichmäßigen Dicke des aus den Walzen hervorlaufenden Erzeugnisses eine große Rolle. Bislang übte man sie durch umständliches Wägen nach Beendigung des Fabrikationsganges aus. Ein neues Verfahren gestattet es jetzt, die Untersuchungen schon während der Fabrikation vorzunehmen und obendrein viel zuverlässigere Ergebnisse zu erzielen. Der Grundgedanke ist folgender: Man läßt durch das laufende Papierband einen ganz gleichmäßigen Lichtstrahl auf eine photoelektrische Zelle fallen, die auf die feinsten Unterschiede anspricht und diese durch ein sinnreiches Verstärkersystem anzeigt. Ungleichmäßigkeiten in der Papierdicke im Ausmaß von einem Prozent lassen sich auf diese Weise erkennen. Der selbstverständlich sehr verwickelt gebaute Apparat arbeitet so, daß der Lichtstrahl über die ganze Breite des Papierbandes im Zickzack hin und her bewegt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.